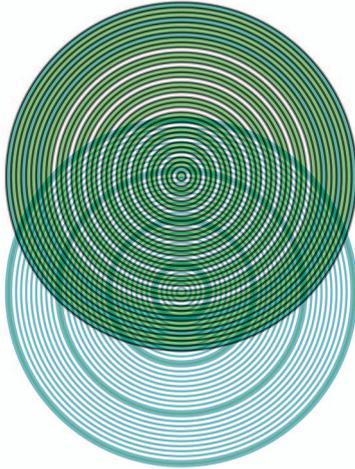


Ulrich Bielefeld, Heinz Bude, Bernd Greiner (Hg.)
Gesellschaft – Gewalt – Vertrauen
Jan Philipp Reemtsma zum 60. Geburtstag

Hamburger Edition

Ulrich Bielefeld, Heinz Bude, Bernd Greiner (Hg.)
Gesellschaft – Gewalt – Vertrauen
Jan Philipp Reemtsma zum 60. Geburtstag



Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH
Mittelweg 36
20148 Hamburg
www.hamburger-edition.de

© 2012 by Hamburger Edition

Redaktion: Bettina Greiner
Gestaltung und Satz: Friedrich Forssman
Graphiken: Cornelia Feyll

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-86854-255-4
1. Auflage November 2012

Vorwort

Seite 9

Susan Neiman

Aufklärung und Vertrauen

Seite 13

Martin Bauer

»Das wichtigste und beste *morceau* meines ganzen Werks«

Zu Wielands Kritik der platonischen »Politeia«

Seite 37

Klaus Manger

Carl von Dalberg und das »Weimarer Viergestirn«

Seite 75

Martin Warnke

Die Poetik des »Armen Poeten« von Carl Spitzweg

Seite 96

Yfaat Weiss

Im Schreiben das Leben verändern

Barbara Honigmann als Chronistin
des jüdischen Lebens in Deutschland

Seite 106

Bernd Rauschenbach

Prügel und Wörter

Arno Schmidt lernt lesen

Seite 121

Winfried Hassemer

Im Namen des Volkes

Populismus und Teilhabe in der Rechtspolitik

Seite 142

Bernd Greiner

Callahans Rache

Kinogänger wissen mehr

Seite 166

Gerd Hankel

Der Giftbecher des Robert H. Jackson

Seite 186

Reinhard Merkel

Die »kollaterale« Tötung von Zivilisten im Krieg

Rechtsethische Grundlagen und Grenzen

einer prekären Erlaubnis des humanitären Völkerrechts

Seite 204

Hans-Georg Soeffner

Recht – Kultur – Gesellschaftsvertrag

Seite 230

Axel Honneth

»Nach Weltuntergang«

Zur Sozialtheorie von Jan Philipp Reemtsma

Seite 246

Heinz Bude

Tropen der Exklusion

Seite 267

Ulrich Bielefeld

Improvisation – Vertrauen – Notwendigkeit

Seite 285

Alfons Söllner

Der junge Leo Löwenthal

Vom neoorthodoxen Judentum

zur aufgeklärten Geschichtsphilosophie

Seite 304

Maren Lorenz

Tiefe Wunden

Gewalterfahrung in den Kriegen der Frühen Neuzeit

Seite 332

Tzvetan Todorov

Politischer Messianismus und Gewalt

Seite 355

Reinhard Müller

Heinrich Blücher – Hannah Arendts »Wunder-Rabbi«

Revision eines Lebenslaufs

Seite 375

Jörg Baberowski

Wege aus der Gewalt

Nikita Chruschtschow und die Entstalinisierung 1953–1964

Seite 401

Michael Wildt

Volksgemeinschaft. Eine Gewaltkonstruktion des Volkes

Seite 438

Dan Diner

»Zivilisationsbruch« –

oder der Verfall ontologischer Gewissheit

Seite 458

Saul Friedländer

Wege der Holocaust-Geschichtsschreibung

Seite 471

Hans-Ulrich Thamer

Eine Ausstellung und ihre Folgen

Impulse der »Wehrmachtsausstellung« für die historische Forschung

Seite 489

Harald Welzer

Gewalt braucht kein Motiv

Seite 504

Gerhard Roth

Wie frei ist der »freie Wille« bei Gewaltstraftätern?

Seite 526

Ulrike Jureit

Geschichte als öffentliche Ressource

Die unerträgliche Leichtigkeit historischer Sinnstiftung

Seite 549

Christian Schneider

Trauer, Tod und Trauma

Seite 568

Wolfgang Kraushaar

Rebellion oder Selbstjustiz?

Michael Kohlhaas als Projektionsfigur zur Zeit der 68er-Bewegung

Seite 587

Klaus Naumann

Monopolisierung der Gewalt und Praxen des Vertrauens

Zum stillen Wandel der bundesdeutschen Sicherheitsinstitutionen

Seite 610

Alexander Kluge

Gespräch: »Wer soll Europas Sprungtuch halten?«

Erwin Dombrowski, Sparkommissar der EU,
warnt vor dem freien Fall

Seite 632

Verzeichnis der Schriften und Auszeichnungen

Jan Philipp Reemtsmas

Seite 646

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Seite 699

Maren Lorenz

Tiefe Wunden

Gewalterfahrung in den Kriegen der Frühen Neuzeit¹

Zur Trias von Trauma, Narration und Emotion

Ein zentrales Problem mit Kriegen ist, dass die, die am meisten darüber wissen am wenigsten darüber reden. Denn das Grauen der Kriege dauert an in den Menschen und lässt sie verstummen, wenn die Friedensverträge unterschrieben, die Soldaten längst entlassen sind. Dieser Tatsache stellen sich Militärs und Regierungen, aber auch die zivilen Öffentlichkeiten noch immer nur zögerlich. Die psychosozialen Folgen der beiden Weltkriege waren noch nicht thematisiert, geschweige denn aufgearbeitet, die Auswirkungen auf Familien- und andere Sozialbeziehungen sowie politische Entscheidungsstrukturen lagen noch ganz im Dunkeln, da begann mit dem Falkland- und den Balkankriegen in Europa eine neue Ära der »Produktion« von Kriegsveteranen. In den USA gab es nicht einmal diese Ruhephase.

Das Veterans Affairs Department (VA) gibt die Zahl der US-Veteranen seit dem Zweiten Weltkrieg mit 23 Millionen an. Ein Drittel von ihnen leidet offiziell an Posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS), dabei sind »einfache« Angststörungen und Depressionen nicht einmal mit erfasst. 2009 saßen 140.000 Veteranen, fast ausschließlich Männer, in US-Gefängnissen, mehrheitlich wegen Drogen- und Gewaltdelikten. Über 100.000 weitere lebten auf der Straße. Ex-Soldaten stellen sieben bis acht Prozent der Bevölkerung, aber 20 Prozent der Obdachlosen.² Die Arbeitslosenquote unter den US-Veteranen, die meist aus bildungsfernen Schichten stammen, liegt bei über 30 Prozent, vor allem bei Män-

¹ Sämtliche Internet-Adressen wurden zuletzt am 31. 03. 2012 überprüft.

² Einen Überblick über die offiziellen Zahlen des VA bis einschließlich 2009 gibt Florian Rötzer (27. 04. 2010), <http://www.heise.de/tp/blogs/3/147516>. Die Zahl von 100.000 Obdachlosen scheint veraltet. Allein in Los Angeles sollen ein Drittel der 200.000 dortigen Obdachlosen Veteranen sein (vgl. Selma Üsük, »Der Krieg verändert dein Gehirn« [Tagesschau 13. 03. 2012], <http://www.tagesschau.de/ausland/usarmee128.html>).

nern zwischen 24 und 35 Jahren.³ Eine britische Studie bestätigt für die Veteranen des Königreichs, dass 2008 jeder zehnte Häftling in Großbritannien ein wegen Drogen- und (meist häuslichen) Gewaltdelikten verurteilter Ex-Soldat war.⁴ Gemeldete Suizide von Veteranen werden in den USA erst seit kurzem offiziell dokumentiert.⁵ Pro Tag werden etwa 90 Selbstmordversuche registriert, davon im Schnitt 18 lethal, das sind über 6.500 tote Ex-Soldaten im Jahr, 542 im Monat.⁶ In Kroatien beginnen rund 1.700 Kriegsveteranen zwischen 1995 und 2009 Suizid.⁷

In Deutschland leben seit Beginn der bewaffneten Einsätze der Bundeswehr über 300.000 Menschen mit aktueller Kriegserfahrung. Über die Folgen für Individuum und Gesellschaft ist bislang nur wenig bekannt;⁸ überhaupt ist ein gesellschaftliches Bewusstsein für diese Pro-

³ Dan Beucke, »Unemployment for Young Vets: 30%, and Rising« (11. 11. 2011), http://www.businessweek.com/finance/occupy-wall-street/archives/2011/11/the_vets_job_crisis_is_worse_than_you_think.html.

⁴ Vgl. Carsten Volkerey, »Verroht und verurteilt« (29. 09. 2009), <http://www.spiegel.de/politik/ausland/o,1518,651354,00.html>

⁵ Margaret C. Harrell/Nancy Berglass, »Losing the Battle. The Challenge of Military Suicide«, http://www.cnas.org/files/documents/publications/CNAS_LosingTheBattle_HarrellBerglass.pdf

⁶ Rick Maze, »18 veterans commit suicide each day« (22. 04. 2010), http://www.armytimes.com/news/2010/04/military_veterans_suicide_042210w/; Marc Pitzke, »US Veteranen. Vom Helden zum Wrack« (10. 07. 2008), <http://www.spiegel.de/politik/ausland/o,1518,564996,00.html>; Florian Flade, »Alle 36 Stunden versucht sich ein Soldat umzubringen« (08. 11. 2011), <http://www.welt.de/politik/ausland/article13705248/Alle-36-Stunden-versucht-sich-ein-Soldat-umzubringen.html>

⁷ APA/dpa (04. 06. 2009), <http://derstandard.at/1244116966092/Kroatien-Kriegsveteranen-duerfen-kiffen>. Eine der wenigen Arbeiten zum Problemfeld der Balkankriege: Benjamin Bieber, Die Hypothek des Krieges. Eine soziologische Studie zu den sozialen Effekten von Kriegen und zur Reintegration von Veteranen, Kriegsinvaliden und Hinterbliebenen in Bosnien-Herzegowina, Hamburg 2007.

⁸ Hilfe ist oft Selbsthilfe: »Hope for Heroes« fördert seit 2011 alternative Therapiemethoden (<http://www.hopeforheroes.de>). 2010 wurden zur Durchsetzung besserer Traumatherapien und Versorgung der »Bund Deutscher Veteranen« sowie die »Deutsche Kriegsofopferfürsorge« (DKOF) gegründet ([333 Tiefe Wunden](http://bund-deutscher-</p></div><div data-bbox=)

blematik erst in den letzten zwei Jahren erwacht.⁹ Zwar berichten die Medien vor allem aus den USA und den Ländern des ehemaligen Jugoslawien, aber auch aus Israel und Deutschland regelmäßig von Amokläufen, Morden an Familienangehörigen und Suiziden. Die alltägliche Gewalt, die oft hinter verschlossenen Türen innerhalb der Familien stattfindet, ist jedoch meist keine Meldung wert. Den Unterschieden in Symptomatik und Reaktionen zwischen Männern, Frauen oder gar Kindern wird ebenfalls wenig Aufmerksamkeit zuteil, obwohl in fast allen Kriegen auch Frauen und Kinder in den Kampfzonen präsent und involviert waren und sind.¹⁰ Nur selten wird das zentrale Problem offen angesprochen: »Wenn Sie jemanden zum Töten ausbilden, müssen Sie ihn dazu bringen mental einen Schalter umzulegen. Das Problem ist, dass er nach der Rückkehr ins zivile Leben nicht wieder ausgeschaltet wird.«¹¹ Und: »Die Rückkehr nach Hause wird erschwert, der Abstand vom normalen Alltag in Deutschland, die Reintegration nach dem Einsatz von Vetera-

veteranen.de/ und <http://www.dkof.de/>). Siehe auch Andreas Timmermann-Levanas, Die reden – wir sterben. Wie unsere Soldaten zu Opfern der deutschen Politik werden, Frankfurt am Main 2010.

9 Seit Beginn der Kriegseinsätze war jeder fünfte in der Dienstzeit zu Tode gekommene Soldat Folge eines Suizids (19 von 99): ARD-Tagesschau vom 04. 09. 2011, <http://www.tagesschau.de/ausland/soldaten172.html>.

10 Einen Einblick in die Situation der USA geben zwei Reportagen der ABC-News: Susan Donaldson James, »Traumatized Female Vets Face Uphill Battle« (02. 03. 2010), <http://abcnews.go.com/Health/female-veterans-traumatized-war-fight-battle-va-healthcare/story?id=9979866>; Emily P. Walker, »Study Examines War's Effects on Female Vets« (28. 11. 2009), <http://abcnews.go.com/Health/WomensHealth/study-examines-wars-effects-female-veterans/story?id=9190638>.

11 So Tracey Johnson von der Interessengruppe »Veterans in Prison« in einem Interview der *Sun*, zit. n. Volkerey, Verroht. Diese Feststellung passt zu vielen Äußerungen von Soldaten mit PTBS und stärkt die umstrittenen Thesen des Veterans und Ex-Militärpsychologen Dave Grossman, selbst wenn man seine biologistischen Axiome nicht teilt (vgl. ders., On Killing: The Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society, Boston 1995; ders. / Loren W. Christensen, On Combat: The Psychology and Physiology of Deadly Conflict in War and in Peace, FPCT Research Publications 2004, besonders das Kapitel »Aftermath«).

nen, die wird, je länger der Einsatz dauert, umso schwieriger.«¹² Zaghaft wird nun auch wissenschaftlich untermauert, dass es eine starke Korrelation zwischen Einsatzdauer und Einsatzhäufigkeit zu aggressivem und autoaggressivem Verhalten vieler Rückkehrer gibt.¹³

Um die Dimensionen von Kriegererleben zu erfassen, muss man Geschichten erzählen und nachempfinden, die Geschichten Vieler, ihre Erlebnisse, ihre körperlichen und seelischen Qualen – und auch die Geschichten ihrer neuen Opfer, denen sie nach Ende der Kampfhandlungen Wunden zufügen.¹⁴ Ereignisse und Prozesse aller Art zu prüfen, zu rekonstruieren und vor allem zu kontextualisieren sind die klassischen Aufgaben der Geschichtswissenschaft. Auch die Traumabehandlung hat mittlerweile die kulturspezifische Dimension (*»the interplay of culture and psyche«*) ihres Tuns entdeckt. Selbst in der therapeutischen Praxis wird der Historizität der westlichen Psychiatrie nun Rechnung getragen.¹⁵ Die Erkenntnis, dass Ausdruck und Umgang mit Stress und Emotionen, aber auch die Psychosomatik stark kultur- und sozialisa-

12 Panorama-Interview mit Oberstleutnant a. D. Andreas Timmermann-Levanas, 24 Jahre Berufsoffizier, Bosnien- und Afghanistan-Veteran, hier: zur Häufung der Einsätze und der Verlängerung der Einsatzdauer von drei auf mittlerweile sechs Monate; US-Soldaten verbringen zwölf bis 15 Monate im Irak und Afghanistan (15. 03. 2012), <http://daserste.ndr.de/panorama/archiv/2012/interview-timme103.html>

13 Vgl. kritisch zur »Dunkelzifferstudie« der Technischen Universität Dresden: »Alles halb so wild? Die PTBS-Dunkelzifferstudie und mögliche Folgen« (Deutscher Bundeswehrverband, 05. 05. 2011), <https://www.dbwv.de/C12574E8003E04C8/vwContentByKey/W28GAA5J218DBWNDE>.

14 Wissenschaftlich-autobiographisch: Lori E. Amy, *The Wars We Inherit: Military Life, Gender Violence, and Memory*, Philadelphia 2010 (Amy ist Tochter eines gewalttätigen Korea- und Vietnamkriegsveteranen).

15 Vgl. Boris Drozdek, »The Rebirth of Contextual Thinking in Psychotraumatology«, in: ders. / John P. Wilson (Hg.), *Voices of Trauma. Treating Psychological Trauma Across Cultures*, New York 2007, S. 1–26, Zitat S. 6; Boris Drozdek / John P. Wilson, »Are we lost in translations? Unanswered Questions on Trauma, Culture and Post-Traumatic Syndromes and Recommendations for Future Research«, in: ebenda, S. 367–386.

tionsabhängig und mithin erlern- und trainierbar sind,¹⁶ zeitigt seitens der Militärpsychiatrie meist die zynische Konsequenz, den traumatisierten Soldaten mental so »stählen« zu wollen, dass er schnell wieder einsatzfähig wird.¹⁷

Angesichts solcher Entwicklungen mag die Frage nach der Gewalthaftigkeit der Frühen Neuzeit, vor allem der kollektiven Traumatisierungen bestimmter Gruppen wie der Kriegstraumata von individuellen Soldaten und – davon abgeleitet – der Einhegung der Kriege nach Ende des Dreißigjährigen Krieges seltsam akademisch wirken. Hinzu kommt, dass die Debatte um die angebliche Gewaltreduktion der Moderne bereits in den 1990er Jahren in Zusammenhang mit der Auseinandersetzung um die Zivilisationstheorie Norbert Elias' entbrannt ist. Doch bis heute krankt diese Diskussion an der schlechten und – mangels einheitlicher Definitionen – nicht annähernd vergleichbaren Datenlage, was unlängst erst wieder zu fahrlässigen Generalisierungen und Thesen verführte.¹⁸ Die Probleme liegen auf der Hand: Die statistische Quantifizierung und einheitliche Definition von Merkmalen vormoderner Gewaltphänomene ist schlicht unmöglich und die hyperkomplexe Frage nach Ursachen nur im jeweiligen Kontext zu beantworten. Viel weniger ist ein empirischer Beweis der Folgen langer Dauer von Gewalt für historische Gesellschaften und Individuen führbar,¹⁹ die extrem ungleiche Betroffenheit verschiedener Regionen und Territorien stellt eine weitere Herausforderung dar. Nicht minder bedeutsam sind Schwierigkei-

16 Vgl. Laura S. Brown, *Cultural Competence in Trauma Therapy. Beyond the Flashback*, Washington D. C. 2008.

17 Vgl. die erwähnte Dave Grossmann-Debatte der 1990er-Jahre.

18 Vgl. Steven Pinker, *The Better Angels of Our Nature. Why Violence Has Declined*, New York 2011.

19 Nach wie vor instruktiv: Martin Dinges, »Formenwandel der Gewalt in der Neuzeit. Zur Kritik der Zivilisationstheorie von Norbert Elias«, in: Rolf Peter Sieferle / Helga Breuninger (Hg.), *Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte*, Frankfurt am Main 1998, S. 171–194. Aus institutioneller Perspektive vgl. Johannes Burkhardt, »Die Friedlosigkeit der frühen Neuzeit. Grundlegung einer Theorie der Bellizität Europas«, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 1997, H. 4, S. 509–574.

ten ganz anderer Art: Ausgehend von den Literaturwissenschaften interessieren sich zunehmend Geschichtswissenschaftler und insbesondere Anthropologen für die Rolle vormoderner Kriege bei der Gesellschaftsformierung.²⁰ Trotzdem sie sich als fachspezifischem »Sehepunkt« (Johann Martin Chladenius) der Hermeneutik als primärer historischer Methode verschrieben haben, werden (Text-) Quellen zwar kritisch untersucht und kontextualisiert, letztlich aber zwangsläufig vor dem eigenen biographischen und zeitgenössischen Hintergrund (intersubjektiv nachvollziehbar) interpretiert. Ludwik Fleck, Thomas Kuhn und die vielen Exegeten des Linguistic Turn haben dabei längst unhintergehbare Erkenntnisse über die Konstruiertheit und Zeitgebundenheit jeder wissenschaftlichen Erkenntnis geliefert.

Im Vergleich zur ebenfalls primär auf Narration angewiesenen Gewalt- und Traumaforschung in Medizin, Soziologie und Psychiatrie stellen sich der Frühneuzeitforschung schließlich besondere praktische Probleme. Die Betroffenen sind nicht mehr gezielt zu befragen oder zur Selbstreflexion zu motivieren. Auch lassen sich keine körperlichen Reaktionen beobachten, geschweige denn Gehirnaktivitäten visualisieren. Die Quellenlage ist für die Zeit vor der Mitte des 19. Jahrhunderts in Bezug auf individuelle Rekonstruktionen außerdem dramatisch schlecht. Erst nach der Aufklärung setzt die schriftliche Selbstreflexion in Tagebüchern und Briefwechseln ein und wird im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem bürgerlichen Massenphänomen. Ein besonders von der Zeitgeschichte oft unterschätztes Problem ist dabei das der »fremden« Sprache. Gerade in Bezug auf elementare Emotionen wie Liebe, Glück, Trauer und Wut, aber ebenso hinsichtlich Körpererfahrungen wie Schmerzen, Schmecken, Riechen, Sexualität gibt es kaum Selbstaussagen.²¹ Inwieweit und wem gegenüber intensive Gefühle (abgesehen von Wut) in die-

20 Vgl. die kritische Darstellung der Debatte durch David Lederer, »The Myth of the All-Destructive War. Afterthoughts on German Suffering, 1618-1648«, in: *German History* 2011, H. 3, S. 380–403.

21 Speziell zum Militär: Martin Dinges, »Soldatenkörper in der Frühen Neuzeit. Erfahrungen mit einem unzureichend geschützten, formierten und verletzten Körper in Selbstzeugnissen«, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Körper-Geschichten. Studien zur historischen Kulturforschung*, Frankfurt am Main 1996, S. 71–98.

ser Zeit überhaupt artikuliert wurden, liegt weitgehend im Dunkeln. Es scheint, als habe man außerhalb ekstatischer religiöser Zirkel »sein Herz« möglichst nicht »auf der Zunge getragen«. ²²

Vor etwa 1780 existieren jenseits bestimmter aufgeklärter Zirkel auch keine geschlossenen auf das Individuum bezogene Quellengruppen, Briefwechsel oder Tagebücher, die es erlaubten, mehr als rudimentäre Auskunft über das Erleben Einzelner zu geben; über physische Reaktionen nach Gewalterleben ist noch weniger in Erfahrung zu bringen. Selbst um einfache Personen- und Rahmendaten zu erhalten, müssten aufwendige Mikrostudien erfolgen, die anhand von Kirchenbüchern, Steuerlisten, Testamenten, Verträgen und dergleichen mehr das soziale Umfeld zu rekonstruieren versuchen, sofern solche Archivalien für einzelne Personen überhaupt vorhanden sind. Darum erfreuen sich neben den wenigen Briefen und Tagebüchern gebildeter Menschen vor allem Gerichtsakten und Verhörprotokolle großer Beliebtheit. Sie liefern immerhin punktuelle Einblicke in die Vorstellungswelt der meist illiteraten Masse. Hier findet sich bei aller Vorsicht noch am ehesten so etwas wie freie Rede – paradoxerweise in Verhören erzwungen. Hinzu kommt, dass nur von Gerichtsschreibern und ab dem 18. Jahrhundert auch von medizinischen Gutachtern zum Zwecke der Glaubwürdigkeitsprüfung gelegentlich protokolliert wurde, ob jemand zitterte, schwankte, weinte, die Augen verdrehte, schwitzte, krampfte, zu Boden sank oder kaum sprechen konnte. In den vergangenen 20 Jahren, während derer man sich den Wahrnehmungsweisen frühneuzeitlicher Menschen mittels der so genannten Selbstzeugnis- oder Ego-Dokumentenforschung anzunähern sucht, konnte gleichwohl nicht geklärt werden, ob dergleichen Materialien neben Briefen und Memoiren eine akzeptable Grundlage darstellen. ²³

²² Vgl. Jan Peters: »Wegweiser zum Innenleben? Möglichkeiten und Grenzen der Untersuchung populärer Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit«, in: *Historische Anthropologie* 1993, H. 2, S. 235–249.

²³ Vgl. Andreas Rutz:, »Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen«, in: *Zeitenblicke* 2002, H. 2, <http://www.zeitenblicke.de/2002/02/rutz/index.html>

Generalisieren lässt sich immerhin, dass tiefe Religiosität, der Glaube an den Willen und die Allmacht Gottes, den äußeren Deutungs- und damit auch Verarbeitungshorizont der Menschen absteckte. ²⁴ Dies wirft weitere Probleme in Bezug auf Erinnerungskonzepte ²⁵ und den damit verknüpften Traumabegriff auf. ²⁶ Offenbar sind bestimmte Erfahrungen und Emotionen nicht zu allen Zeiten annähernd gleich verbalisierbar und wurden selbst in unserem Kulturraum ganz anders als heute ausgedrückt. Zeitgenössische Formen strukturieren die Narration, religiöse und lokale Konventionen geben Deutungsmuster vor. Gefühle tauchen auch in nicht-literarischen Texten höchstens in stark standardisierter und meist religiös kodierter Form auf. ²⁷

Schwierig wird es zusätzlich durch einander überlagernde Erinne-

²⁴ Vgl. Anton Schindling, »Das Strafgericht Gottes. Kriegserfahrungen und Religion im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im Zeitalter des Dreissigjährigen Krieges. Erfahrungsgeschichte und Konfessionalisierung«, in: Matthias Asche / ders. (Hg.), *Das Strafgericht Gottes. Kriegserfahrungen und Religion im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation im Zeitalter des Dreissigjährigen Krieges*, Münster 2001, S. 11–51; Markus Meumann, »The Experience of Violence and the Expectation of the End of the World in Seventeenth-Century Europe«, in: Joseph Canning / Hartmut Lehmann / Jay Winter (Hg.), *Power, Violence, and Mass Death in Pre-Modern and Modern Times*, Aldershot 2004, S. 141–159.

²⁵ Vgl. Ralf-Peter Fuchs, »In kontinuierlichem Allarm und Schrecken«. Erinnerungszeugnisse von 1726/28 an den Dreißigjährigen Krieg und das kriegerische 17. Jahrhundert«, in: Benigna von Krusenstjern / Hans Medick (Hg.), *Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe*, Göttingen 1999, S. 531–542.

²⁶ Zum Bedeutungswandel des Trauma-Begriffs siehe Esther Fischer-Homberger, »Zur Medizingeschichte des Traumas«, in: *Gesnerus* 1999, H. 3–4, S. 260–294.

²⁷ Vgl. Benigna von Krusenstjern, »Die Tränen des Jungen über ein versunkenes Pferd. Ausdrucksformen von Emotionalität in Selbstzeugnissen des späten 16. und 17. Jahrhunderts«, in: Kaspar von Greyerz / Hans Medick / Patrice Veit (Hg.), *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850)*, Köln u. a. 2001, S. 157–168; Peter Burschel, »Himmelreich und Hölle. Ein Söldner, sein Tagebuch und die Ordnungen des Krieges«, in: Krusenstjern / Medick (Hg.), *Alltag*, S. 181–194.

rungsschichten. Kriegsereignisse im unmittelbaren Lebensumfeld oder Besatzungszeiten fungieren als zeitliche Fixpunkte für individuelles Erinnern, besonders wenn sie massive (Ver-)Wüstungen im Dorf, der Stadt, der Region zur Folge hatten.²⁸ Viele autobiographische Texte wurden jedoch oft erst Jahre oder gar Jahrzehnte nach den Ereignissen verfasst oder sind möglicherweise nur in bereinigten Transkripten durch Dritte erhalten. In der Frühen Neuzeit war es zudem Konvention, auch in autobiographischen Schriften fremde Texte wie Gebete, Lieder, Flugschriften oder Chroniken mit eigenen Erinnerungen zu verschmelzen. Von Bedeutung ist ebenfalls die mündliche Erinnerung: Auch wenn die Allgegenwart und Unmittelbarkeit von Tod und Sterben im Vergleich zur modernen Gesellschaft unstrittig sind, so unterschieden die Zeitgenossen sehr genau zwischen natürlichen und gewaltsamen Todesfällen, die oft über Generationen mündlich überliefert wurden.²⁹

Das methodische Problem des Umgangs mit Emotionen als Basis für Erinnerung wird erst in den letzten Jahren in Teilen der Geschichtswissenschaft disziplinübergreifend diskutiert.³⁰ Dabei mäandert die Debatte zwischen den Polen Neurophysiologie und Psychoanalyse. In der kulturhistorischen Forschung, oft missverständlich als historische Anthropologie bezeichnet, dominieren hingegen konstruktivistische Ansätze. Bei allen interpretatorischen Nuancierungen gehen sie grundsätzlich von der sozialen Erlernbarkeit von Verhaltensweisen sowie der Deutung ei-

28 Ralf-Peter Fuchs, »Erinnerungsschichten. Zur Bedeutung der Vergangenheit für den ›gemeinen Mann‹ der Frühen Neuzeit«, in: ders./Winfried Schulze (Hg.), Wahrheit, Wissen, Erinnerung. Zeugenverhörprotokolle als Quelle für soziale Wissensbestände der Frühen Neuzeit, Münster 2002, S. 89–154.

29 Vgl. Benigna von Krusenstjern, »Seliges Sterben und böser Tod. Tod und Sterben in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges«, in: dies./Medick (Hg.), Alltag, S. 470–496.

30 Aktuelle Überblicke liefern: Nina Verheyen, »Geschichte der Gefühle, Version: 1.0«, in: Docupedia-Zeitgeschichte (18. 6. 2010), https://docupedia.de/zg/Geschichte_der_Gef.C3.BChle?oldid=75518; Florian Weber, »Von den klassischen Affektenlehren zur Neurowissenschaft und zurück. Wege der Emotionsforschung in den Geistes- und Sozialwissenschaften«, in: *Neue Politische Literatur* 2008, H. 1, S. 21–42.

gener physiologischer Reaktionen aus. Der von der kognitiven Psychologie beeinflusste amerikanische Frühneuzeithistoriker William Reddy betont etwa im Zusammenhang von Emotion und Aggression, dass – obwohl Erregungszustände in bestimmten Situationen physiologisch ähnlich ablaufen – das ausgelöste Verhalten sozial erlernt werden müsse.³¹ Auch die Mediävistin Barbara Rosenwein fordert dazu auf, ob der Variabilität emotionaler Reaktionen in gleichen Situationen, soziale Gruppen (»*emotional communities*«) und insbesondere die Lernprozesse von Individuen in ihren spezifischen Gruppen genauer zu erforschen.³² Diese Überlegungen entsprechen im Wesentlichen dem, was Jan Assmann und andere mit dem Konzept des »kommunikativen Gedächtnisses« vorgestellt haben.³³ Ebenfalls korrespondieren sie mit den Thesen der Hirnforschung der letzten Jahre, worauf später kritisch zurückzukommen sein wird. Ohnehin erscheint die soziologische Frage nach der Rolle lokaler Gemeinschaften, nach Struktur und Funktion der sozialen Netzwerke von Verwandtschaft, Nachbarschaft, Beruf oder Gemeinde eher historisch operationalisierbar. Schon aus existentiellen Gründen waren diese viel präsenter als in der industrialisierten Gesellschaft. Diese rückblickend oft idealisierten Bindungen sagen zunächst noch nichts über emotionale Nähe, Verbundenheit und seelische Heilungskräfte aus, dafür aber einiges über die Möglichkeiten, Ängste und Tabuisiertes überhaupt zu artikulieren. Welche Verarbeitungs- und damit Entlastungsfunktion diese Netzwerke tatsächlich hatten, was sie in persönlichen Krisen taugten, kann nur in Mikrostudien überprüft werden.

31 William M. Reddy, »Against Constructionism. The Historical Ethnography of Emotions«, in: *Current Anthropology* 1997, H. 3, S. 327–351; ders., *The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions*, Cambridge 2001, hier: S. 3–140.

32 Barbara Rosenwein, »Worrying about Emotions in History«, in: *American Historical Review* 2002, H. 3, S. 821–845, wobei sie die Kodierung von Emotionen betont; dies., »Pouvoir et Passion. Communautés Émotionnelles en France au VII^e Siècle«, in: *Annales. Histoire, Sciences Sociales* 2003, H. 6, S. 1271–1292.

33 Das »kommunikative Gedächtnis« bezeichnet jene Erinnerungen, die das Individuum mit den Zeitgenossen teilt (vgl. Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1997, hier: S. 48–52).

Seelische Verheerungen durch die Kriege der Frühen Neuzeit

Im Rahmen meiner Forschungen über physische Gewalt nach dem Dreißigjährigen Krieg bot sich mit der vergleichsweise dichten Überlieferung der schwedischen Militärgerichtsbarkeit und korrespondierenden Quellen wie Lebensberichten, Zeitungen und zivilen Beschwerden zwischen 1650 und 1700 ein seltener Zugang zu individuellem Gewalterleben. Jene bis weit ins 18. Jahrhundert hinein von einer fast bruchlosen Kette an Kriegen durchzogene norddeutsche Region, die in den Friedensverträgen 1648 dem schwedischen Reich zugeschlagen worden war, hatte sich dabei primär mit dem Gewaltverhalten der eigenen Soldaten auf eigenem Territorium auseinandersetzen.³⁴ Mehr als die Hälfte der durchziehenden oder auch über Jahre dort stationierten Truppen bestand aus Veteranen und Familienangehörigen. Eine Quintessenz der Studie war, dass Kriegserleben, ständige Angst und auch Wut über die eigene Ohnmacht für die Menschen der Region für mehr als hundert Jahre der Normalzustand gewesen sein muss, dass mithin die Rahmenbedingungen für das, was man heute »transgenerationelle Traumatisierung« nennt, gegeben waren. Während die meist lakonischen Berichte der Beschuldigten einerseits das Ausüben von Gewalt als Routine beschreiben, wird selbst wiederholte Gewalterfahrung immer als subjektives Leid und massiver Normverstoß beschrieben. Sie wird von Opfern wie Tätern zwar als eine Form von Normalität erfahren und ausgeübt, aber gleichzeitig je nach Standpunkt entweder als unvermeidlich einzige Handlungsoption oder als umfassender Normverstoß beurteilt.³⁵ Dieser Befund entspricht den emotionsarmen Sprachkonventionen und erklärt gleichzeitig die Masse an detaillierten Klagen und offiziellen Beschwerden über Übergriffe des eigenen Militärs.

Nur wenige Quellen sind bekannt, die aus soldatischer Sicht über Gefühle vor, während oder nach Schlachten und Erstürmungen reden.

³⁴ Maren Lorenz, *Das Rad der Gewalt. Militär und Zivilbevölkerung in Norddeutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg (1650–1700)*, Köln u. a. 2007.

³⁵ Die Frage der Täter- und Opferzuschreibung ist übrigens nicht nur im Zusammenhang mit Soldaten normativ schwierig, gerade wenn ein Traumakonzept mitgedacht wird und viele Tatfaktoren im Dunkeln bleiben.

Erst aus dem Siebenjährigen Krieg sind wenige Feldpostbriefe erhalten, die von subjektiven Versuchen religiöser Sinnstiftung zur Angst- und Stressbewältigung, aber auch von »Kampfwut« und »Mordlust« erzählen.³⁶

Im Gegensatz zu Ermittlungsakten mit verständlicherweise vorsichtig agierenden Angeklagten sprechen die wenigen autobiographischen Schilderungen von Feldchirurgen, Feldpredigern und Offizieren überraschend offen über Verstümmelungen, gegen sämtliche Kriegsrechte verstoßende sadistische Grausamkeiten und über den Spaß, den man hatte.³⁷ Noch Jahrzehnte später schwärmten insbesondere Offiziere sehnsüchtig vom Genuss totaler Freiheit und Macht, der Verfügbarkeit von »Beutefrauen« und verhassten Friedensphasen. Die detaillierten und im Wortsinne schamlosen Schilderungen des russischen Generals Hieronymus von Holsten dessen, was man mit Leichen, auch der eigenen Kameraden, anstellte, sind typisch für »Einsatzjunkies«, die sich nur noch auf dem Kriegsschauplatz lebendig und souverän fühlen.³⁸ Dabei wussten alle Soldaten spätestens durch regelmäßiges Verlesen der Kriegsrechte, wo die Grenzen zwischen legitimer (*potestas*) und illegitimer (*violentia*) Gewalt verliefen.³⁹

Der selbst seit 1659 kriegsversehrte Brandenburger Feldherr Prinz Friedrich von Hessen-Homburg etwa schrieb seiner »Allerliebste[n] Frawe« beinahe täglich von schlimmsten Brutalitäten. Nach der Schlacht

³⁶ Vgl. Sascha Möbius, *Mehr Angst vor dem Offizier als vor dem Feind? Eine mentalitätsgeschichtliche Studie zur preußischen Taktik im Siebenjährigen Krieg*, Saarbrücken 2007, hier: S. 51–96.

³⁷ Zur Spezifik solcher Texte vgl. Gabriele Jancke / Claudia Ulbrich, »Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung«, in: dieselben (Hg.), *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*, Göttingen 2005, S. 7–28.

³⁸ Vgl. Helmut Lahrkamp (Hg.), *Kriegsabenteuer des Rittmeisters Hieronymus Christian von Holsten 1655–1666*, Wiesbaden 1971, passim.

³⁹ Vgl. Ralf Pröve, »Violentia und Potestas. Perzeptionsprobleme von Gewalt in Söldnertagebüchern des 17. Jahrhunderts«, in: Markus Meumann / Dirk Niefanger (Hg.): *Ein Schauplatz herber Angst. Wahrnehmung und Darstellung von Gewalt im 17. Jahrhundert*, Göttingen 1997, S. 24–42.

bei Fehrbellin (1675) schilderte er im Stil heldischer Frontberichterstattung detailliert Verstümmelungen und das Sterben befreundeter Offiziere und schloss: »Nachdeme alles nun vorbei gewesen, haben wir auff der Walstett, da mehr als 1000 Todte umb uns lagen, ge[ge]ssen und uns braff lustig gemacht« Schon vor der Schlacht hatte er der Gattin gegenüber Vorfremde auf weitere Massaker geäußert: »Wo keine sonderbare straff Gottes über uns kombt, soll keiner davon kommen, wir haben dem Feind schon über 600 todtgemacht und über 600 Gefangene.«⁴⁰ Selbst wenn man bedenkt, dass das Besetzen und Speisen auf der Wallstatt seit der Antike zu den Siegesritualen gehörte, gehen die genießerischen Schilderungen weit über alte Rechtstraditionen hinaus. Sind solche Aussagen ausgerechnet gegenüber dem angeblich so empfindsamen Geschlecht nun Symptome der Verrohung oder einfach Ausdruck einer für uns befremdlichen Normalität? Wer einen oder gar mehrere Kriegseinsätze überlebt hatte, dessen (christliches) Normengefüge mochte sich ob des Gesehenen – und Getanen – stark verschoben haben. Hier sprechen die Verhörprotokolle und Briefe des 17. Jahrhunderts oft die gleiche Sprache, wie die von Jonathan Shay befragten Vietnam-Veteranen.⁴¹ Festhalten lässt sich *en passant*, dass der regelmäßig massenhafte und vor Schlachten und Erstürmungen auch gezielt verabreichte Konsum von Branntwein und Starkbier auf den Wunsch nach fortdauernder Betäubung der eigenen Ängste und Erinnerungen hinweist.⁴²

Tödliche Gewalt auszuüben war und ist nicht nur Teil der Ausbildung von Soldaten, sie war und ist das praktische Berufsziel. Der neurophysiologischen Logik über die biochemische Formung des Gehirns zufolge hat dies Auswirkungen auf unbewusste Reaktionsschemata und Bewegungsmuster. Diesen Schluss zieht auch der für die frühneuzeitliche

40 Zit. n. Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg (1880), Berlin 1998, Bd. 1: Die Grafschaft Ruppin, Berlin 1998, bes. Kapitel 76 (<http://gutenberg.spiegel.de/fontane/mark/mar05602.htm>).

41 Jonathan Shay, Achill in Vietnam. Kampftrauma und Persönlichkeitsverlust, Hamburg 1998 und besonders: ders., Odysseus in America. Combat Trauma and the Trials of Homecoming, New York 2002.

42 Zum Thema Soldaten und Alkohol vgl. Lorenz, Rad der Gewalt, hier: S. 291–295.

Forschung instruktive ethnologisch-praxeologische Ansatz Pierre Bourdieus. Hier ist es das Ein- und Ausüben, das den Habitus, also die »Systeme dauerhafter Dispositionen«, in diesem Fall die (reflexhafte) Bereitschaft zu Gewalt, immer wieder aktualisiert. Stimmen äußere materielle Erfahrung und innere Deutung überein, spricht Bourdieu mit Husserl von »doxischer« (vermutlich angemessener) Erfahrung. So wird auch Gewalthandeln als »doxisches Feld« zunehmend »stillschweigend als selbstverständlich hingenommen«, wenn es objektiv erstens zur individuellen Zielerreichung führt und zweitens gesellschaftlich kaum sanktioniert oder drittens gar von Norm setzenden Gruppen positiv verstärkt und vorgelebt wird.⁴³

Alle drei Faktoren kommen in den Kriegen der Frühen Neuzeit zum Tragen. Allerdings lässt sich habituelle Gewaltausübung, wie sie sich in den Quellen vielfältig niederschlug, schon wegen der mageren Quellenlage fast nie auf frühkindliches Erleben oder konkrete traumatische Ereignisse zurückführen. Gleichzeitig erlebten die Menschen der frühen Neuzeit soldatisches Handeln auch als technisiertes Handwerk, das der Profi mechanisch auch im Schlaf oder betrunken beherrscht – wie der Bauer das Kühemelken. Hinzu kommt ein methodisches Problem: Soldaten, die trotz extremer Gewalt- und Todeserfahrungen nicht brutalisiert wurden, tauchen in den Akten nicht auf. Die selektive Überlieferung verstellt damit nicht nur den Blick auf die Dimension der Grausamkeiten, sondern auch auf die Dimension und Motivation der Handlungsalternativen.

Versuch der Rekonstruktion wiederholten Gewalterlebens: ein Fallbeispiel⁴⁴

Der Stadtrat von Verden berichtete im Februar 1687 der schwedischen Provinzregierung in Stade, dass die aus Ungarn zurückgekehrten Söldner brutal zwangsrekrutierten. Sie stürmten Häuser, entführten Ju-

43 Vgl. zum Ansatz allgemein (nicht speziell zu Gewalt): Pierre Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1976, S. 165f., 327f.

44 Zum Folgenden vgl. Lorenz, Rad der Gewalt, hier: S. 300–306, 204, 219.

gendliche, schlugen die Menschen mit Peitschen und Degen blutig. Ein Junge sollte gar auf der Militärwache stundenlang gefoltert worden sein. Federführend bei diesen Aktionen sei ein Kapitän Gabriel Friedrich Forgel. Es folgte über Monate ein Hin und Her aus wirkungslosen Mahnschreiben des Generalgouverneurs der Provinz Bremen-Verden an den Beschuldigten und weiteren Klagen der Stadt. Die Gewalttäter waren der Rest des 610 Mann starken bremischen Teils des Reichskontingentes des Obristleutnant Bidal, von denen Forgel 110 Mann kommandierte. Sie waren im Spätsommer 1686 beim Hauptsturm der Alliierten auf Ofen (Budapest) dabei, bei dem die osmanisch besetzte Stadt fast komplett zerstört wurde. Nur 81 der 110 Männer Forgels kehrten im Winter schwer fiebernd ins Verdener Quartier zurück. Dort starben weitere Soldaten, weshalb Forgel entgegen aller Verbote mit Zwangsrekrutierungen begann.

Die Kriegserfahrungen der Ungarn-Rückkehrer sind vergleichsweise gut rekonstruierbar, da neben verschiedenen Flugschriften und Zeitungen auch Lebensberichte des Brandenburger Feldschers Dietz und des Ofener Rabbiners Schulhof übereinstimmende Beobachtungen und Erfahrungen über die Greuel beim Sturm auf die Stadt schildern.⁴⁵ Sie liefern aus komplementären Perspektiven drastische Beschreibungen der Morde, Verstümmelungen und Vergewaltigungen, wie sie seit der Zerstörung Magdeburgs 1631 nicht mehr gehört worden waren. Dort wo das völlig erschöpfte, weil verspätet eingetroffene schwedische Kontingent stand, begann der türkische Ausfall. Schon in den ersten Minuten starben viele Schweden oder wurden verstümmelt. Ein massiver Gegenangriff versetzte die Türken in eine von Dietz präzise beschriebene Schockstarre, so dass nun sie ohne Gegenwehr getötet wurden. Der Feldscher beschreibt das Aufschneiden, Häuten und Kastrieren von Tausenden Toten, um diese Körperteile einem schwunghaften medizinischen Handel zuzuführen oder an verschluckte Wertsachen zu kommen. Nach der Ein-

45 Friedrich Kemp (Hg.), Meister Johann Dietz, des Großen Kurfürsten Feldscher. Mein Lebenslauf, München 1966, hier: S. 53–64; David Kaufmann (Hg.), Die Erstürmung Ofens und ihre Vorgeschichte. Nach dem Berichte Isak Schulhofs (1650–1732) (Megillath Ofen), Trier 1895, S. 3–26.

nahme der Stadt wurde geltendes Kriegsrecht schlicht ignoriert, zumal viele der Verteidiger der Stadt Kinder und Frauen gewesen waren. Letztere wurden vaginal und anal mit Partisanen durchstochen, Föten aus Bäuchen geschnitten, auch Kinder aufgespießt und Babys gegen Wände geworfen. »Ich bin erstaunet, was da ist vorgegangen, daß auch Menschen viel grausamer als Bestien gegeneinander sich bezeigeten.«⁴⁶

Vor diesem Hintergrund erscheint die Verdener Gewalt in einem besonderen Licht. Während die Verdener klagten, »es were kein Feindes Land, dass man so solt [mit ihnen, M. L.] umspringen [...] Es were ja nicht in Krieger-Zeiten«, brüstete Forgel sich offen damit, zivile Beschwerdeführer nach Gutdünken »von unten biß oben« durchzuprügeln. Gemessen an den Ereignissen in Ungarn, konnten sich die Verdener aus seiner Sicht nicht beklagen. Forgel und seine Leute fielen auch später immer wieder durch extreme Gewaltausbrüche auf. Gemeinsam mit Dragounern, die ebenfalls in Ofen dabei waren, misshandelten und entführten sie trotz wiederholter Strafandrohungen bis zu ihrem Abmarsch weitere Bewohner der Stadt und der umliegenden Dörfer. Die »Exzesse« gipfelten schließlich in der nächtlichen Erschießung eines Bauern »aus Spaß« auf der Straße. Die in den Verdener Akten überlieferten Fakten legen nahe, dass zufällige Gesten oder Äußerungen der Bürger bei vielen der Rückkehrer aggressive Flashbacks auslösten.⁴⁷ Andererseits führte das Töten eigener Untertanen aus Gründen der Staatsraison nur selten zur Vollstreckung der Todesstrafe – das Wissen darum war sicher ein gewaltverstärkender Faktor. Gewaltlosigkeit als Handlungsoption oder gar Unterordnung in Konfliktsituationen war den Männern jedoch unvorstellbar geworden. Die Kriegserinnerungen der Verdener (1654/55 und 1675–1680) nahmen sich vergleichsweise harmlos aus. Verden hatte sich mehrfach nach Verhandlungen ergeben und war jedes Mal kampfflos besetzt worden. Allerdings erinnerten sich gerade die Älteren sicherlich noch an den Dreißigjährigen Krieg. 1648 hatte die Nordstadt 180 von 421 Häusern eingebüßt, in der Süderstadt standen gar nur noch 90 Häu-

46 Kemp (Hg.), Meister Dietz, S. 61.

47 Vgl. dazu Karl Nerger, Verden unter schwedischer Hoheit, Verden 1986, passim; Lorenz, Rad der Gewalt, Kap. 4 passim.

ser; dennoch wurden die Einquartierungen von der schwedischen Regierung stets anhand des ursprünglichen Hausbestandes verfügt.⁴⁸

In Bezug auf die Person Gabriel Friedrich Forgels kommt ein weiterer Aspekt hinzu: Sehr wahrscheinlich war er Sohn des Obristen Georg Fogel, der im Jahr 1655 gemeinsam mit dem vorerwähnten Hieronymus von Holsten am Feldzug nach Polen teilgenommen hatte. Damals wurden Frauen und Kinder des Forgelschen Regiments bei vorübergehender Abwesenheit der Männer von polnischen »Schnaphanen« (Marodeuren, oft Veteranen) überfallen. Diese plünderten nicht nur den Tross, sondern vergewaltigten die Frauen und schnitten ihnen die Ohren ab.⁴⁹ Noch im selben Jahr wurde die Truppe des älteren Fogel bei einer Expedition in der Nähe seines Quartiers Sondeck von Bauern attackiert, viele Soldaten getötet und der Rest vom Tross getrennt.⁵⁰ Der jüngere Fogel war vermutlich, wie damals üblich, als Kind in Begleitung der Mutter beim Feldzug dabei und Zeuge dieser Grausamkeiten geworden. Dass sich auch Bauern als Todfeinde entpuppen konnten, lernte ein Soldatenkind also früh.

Zum Wandel der Wahrnehmung und Deutung von Kriegsgewalt

Diese Geschichte ließe sich in verschiedene logische Erklärungsmuster einbauen, ein neurophysiologisches oder auch ein psychoanalytisch-psychiatrisches. Der Hirnforschung zufolge erfahren Menschen die extremem Stress ausgesetzt waren, zumal bei längerer Dauer, hirnphysiologische Veränderungen. Die anhaltende Ausschüttung großer Mengen an Stresshormonen (Glucocorticoiden) führt zu einer veränderten Rezeptorenstruktur, besonders im Hippocampus und der Amygdala. Dies verändert wiederum kognitive Funktionen, hat sogar den Abbau von Nervenzellen zur Folge.⁵¹ Noch dramatischer werden die hirnphysiolo-

⁴⁸ Ebenda, S. 76.

⁴⁹ Vgl. Lahrkamp (Hg.), *Kriegsabenteuer*, S. 16.

⁵⁰ Vgl. Samuel von Pufendorf, *Sieben Bücher Von denen Thaten Carl Gustavs Königs in Schweden*, Nürnberg 1697, S. 89.

⁵¹ Vgl. Hans J. Markowitsch, *Das Gedächtnis. Entwicklung, Funktionen, Störungen*, München 2009; Katherine Nelson, »The Emergence of Autobiographical Memory. A Social Cultural Development Theory«, in: *Psychological Review*

gischen Konsequenzen, wenn extreme Stresssituationen wiederholt auf eine vorgeschädigte Hirnstruktur treffen – etwa durch extreme Traumatisierung in früher Kindheit – im Fall Forgels durch Augenzeugenschaft einer Massenvergewaltigung, wiederholte Todesangst, eine selbst höchst traumatisierte Mutter und einen ohnmächtigen Vater. Auch die naturwissenschaftliche Narration beruht allerdings auf einer Vielzahl unbewiesener Vorannahmen (retrospektive Diagnostik und Theoriebildung nach Einsatz bildgebender Verfahren und Gesprächen mit Hirnverletzten). Welch weiterführende Erkenntnisse bieten also neurophysiologische Theorien, die von verschiedenen komplex verschachtelten Gedächtnissystemen ausgehen oder das durch sie untermauerte psychiatrische Trauma-Konzept, insbesondere die moderne Diagnose PTBS, für die historische Forschung?

Sicher können sie als Hinweise auf transhistorisch gültige Prozesse bei der Erlebnisverarbeitung gelten, doch entscheidend ist das Forschungsinteresse: Während die Neurophysiologie längst praktischen Einfluss auf die forensische Psychiatrie nimmt,⁵² geht es der Geschichtswissenschaft zunächst um die Freilegung des jeweiligen »Sehepunkts«. Will man transhistorisch minimale und letztlich banale Universalien beweisen oder nach den Differenzen, der Situationsgebundenheit, den Handlungsoptionen in spezifischen Kontexten fragen?⁵³ Die biochemi-

2004, H. 2, S. 486–511; Hans J. Markowitsch, »Emotionen, Gedächtnis und das Gehirn. Der Einfluß von Streß und Hirnschädigung auf das autobiographische Erinnern«, in: Harald Welzer / ders. (Hg.), *Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung*, Stuttgart 2006, S. 303–322, hier: S. 315.

⁵² Vgl. zur Bedeutung des Neuroimaging: Hans J. Markowitsch / Reinhard Merkel, »Das Gehirn auf der Anklagebank. Die Bedeutung der Hirnforschung für Ethik und Recht«, in: Tobias Bonhoeffer / Peter Gruss (Hg.), *Zukunft Gehirn. Neue Erkenntnisse, neue Herausforderungen. Ein Report der Max-Planck-Gesellschaft*, München 2011, S. 224–252 (vgl. http://www.mpg.de/4389097/neuroimaging_im_strafrecht).

⁵³ Vgl. Otto Ulbricht, »The Experience of Violence in the Thirty Years War. A Look at the Civilian Victims«, in: Joseph Canning / Hartmut Lehmann / Jay Winter (Hg.), *Power, Violence and Mass Death in Pre-Modern and Modern Times*, Aldershot 2004, S. 97–127, bes. S. 120–127.

schen Erklärungen bestätigen mit ihren eigenen Methoden auch nur ältere konstruktivistische und lerntheoretische Annahmen über kontextabhängige und jeweils ganz spezifische Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, insbesondere auch das erwähnte Habitus-Konzept Bourdieaus. Dass die Hirnstruktur offenbar von jeder einzelnen Erfahrung, jedem Reiz permanent umgeformt wird, darum immer einzigartig ist und Menschen mit ähnlichen Erfahrungen, insbesondere traumatischen, trotzdem oft ähnlich reagieren, ist ebenfalls nicht neu.

Vermutlich beschäftigen sich Menschen schon immer mit den Folgen elementarer Gewalterfahrungen. Allein die Existenz eines antiken Kriegsepos wie der »Ilias«, das mit den zeitgenössischen Mitteln der »dichten Beschreibung« (Clifford Geertz) vorführt, welche Deformationen Kriege in Menschen und ihren Gesellschaften anrichten, verrät frühes Problembewusstsein.⁵⁴ Schon seit Tausenden von Jahren deuten Menschen Krampfanfälle, Lähmungen, Zittern, Sprach- und Erinnerungsstörungen, Persönlichkeitsveränderungen, Suizidalität oder im Gegenteil aggressive Attacken / Raserei (bei Homer: »mänis«), als Folge existentiell verstörender Erlebnisse. Allerdings änderten sich die Erklärungsmuster und auch der Umgang damit. Die englische Literaturwissenschaftlerin Patricia Cahill vertritt etwa die These, dass die Welle an Kriegs- und Soldatendramen auf den englischen Theaterbühnen des 17. Jahrhunderts Ausdruck des Versuchs war, die Allgegenwart kriegerischen Grauens in der durch den Bürgerkrieg und die anschließenden Kriege gegen Irland und Schottland extrem militarisierten Gesellschaft zu verarbeiten.⁵⁵ Auch die akribischen Schilderungen und satirisch-sarkastische Kommentierung verschiedener Grausamkeiten des Dreißigjährigen Krieges Ende der 1660er Jahre durch Grimmelshausen, passen in dieses Erklärungsmuster. Denn während sich der Veteran Grimmelshausen seinen Krieg von der Seele schrieb, wüteten längst neue Kriege auf den alten Schauplätzen. Die Allgegenwart der Probleme, vor allem

54 Vgl. etwa Caroline Alexander, *The War That Killed Achilles – The True Story of Homer’s Iliad and the Trojan War*, London 2009.

55 Patricia A. Cahill, *Unto the Breach. Martial Formations, Historical Trauma, and the Early Modern Stage*, Oxford 2008.

der vielen Kriegsheimkehrer, zeigt sich ferner in der Vielzahl problembeladener »abgedankter« Soldaten in den deutschen Volksmärchen der Frühen Neuzeit.⁵⁶

Historisch betrachtet und neurologisch gesprochen sind die aktuellen Trauma-Modelle bloße Exogramme, zeitgenössische Deutungs- und Orientierungsmuster altbekannter Phänomene. Unsere »wissenschaftlichen Denkstile« (Ludwik Fleck)⁵⁷ sprechen heute von »somatischen Markern« oder »exzitatorischen Neurotransmittern«, während man bis ins 19. Jahrhundert dem Model der »Imagination« und der Körpersäfte anhing.

Das anthropologische Paradigma von der Kraft der »Einbildungskraft« (*Imaginatio*) war seit der Antike allen Menschen vertraut. Die Imaginationstheorie unterstellt massiven äußeren Reizen eine unmittelbare physiologische Wirkung auf den Körper und dadurch auch auf die Seele beziehungsweise den Geist des Einzelnen. Sie geht auf die Aristotelische Lehre von der Kraft der *Phantasia* zurück. Am bekanntesten dürfte die *Imaginatio* im Zusammenhang mit Missbildungen bei Schwangerschaften sein. Abweichungen von der gewohnten Körpernorm wurden vor dem Hintergrund der antiken Säftelehre als anatomischer Imprint entsetzlicher Anblicke, aber auch Geräusche interpretiert und oft durch spätere Sektionen bestätigt. Wenn etwa eine Schwangere ein Kind mit einem heraushängenden Herzen gebar, musste sie beim Metzger ein geschlachtetes Tier gesehen haben. Schockartige Reize trafen zunächst auf die *spiritus* (hier griech. *pneuma*), ab dem 18. Jahrhundert dann auf »Nervenfibern«, wurden darüber im gesamten Körper, bei der Frau besonders im Uterus (*hystera*) verteilt und verursachten ein Ungleichge-

56 Vgl. Steffi Bahro, »Du kannst heim gehen ...« – Perspektiven frühneuzeitlicher Kriegsheimkehrer im Märchen«, in: Sünne Juterczenka / Kai Marcel Sicks (Hg.), *Figurationen der Heimkehr. Die Passage vom Fremden zum Eigenen in Geschichte und Literatur der Neuzeit*, Göttingen 2011, S. 111–127; dies., »Solange der Krieg dauerte, ging alles gut ...«. Der abgedankte Soldat im Märchen«, in: *Militär und Gesellschaft in der frühen Neuzeit* 2007, H. 2, S. 174–180.

57 Ludwik Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (1935), Frankfurt am Main 1980.

wicht der Säfte (*humores*). Im Alltag wurde diese Theorie jedoch auch für die Auswirkungen existentieller Erfahrungen auf das Leben und Erleben der Person verantwortlich gemacht und außerdem bei Schwangeren auf die Seele ungeborener Kinder übertragen. Diese frühneuzeitliche Deutung des Individuums als spezifischer Säftemischung, die durch Umwelteinflüsse in ständigem Wandel begriffen und dessen humorales Gleichgewicht permanent gefährdet ist, findet ihre moderne Entsprechung in der Neurophysiologie.

In meiner Untersuchung gerichtsmedizinischer Fallsammlungen des 18. Jahrhunderts fanden sich im Umfeld des Großen Nordischen (1700–1720) und des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) viele Selbstaussagen, die von traumatischen Ereignissen berichteten.⁵⁸ Betroffene bezeichneten diese als permanente »Störung« oder »Schwächung der Seelenkräfte«. Ein häufiges Motiv für Morde an hilflosen Personen war indirekter Suizid aus »Herzensangst«. Meist Männer – oft Ex-Soldaten – töteten Schlafende, Alte und Kinder, um wegen Mordes zum Tode verurteilt zu werden und nicht wegen Selbsttötung auf ewig im Fegefeuer brennen zu müssen.⁵⁹ In der Regel wurde man erst nach Verletzung oder gar Tötung Dritter gegen Aggressoren aktiv und ordnete dauerhafte Verwahrung an. Wurde die Angst von Angehörigen übermächtig, stellten sie Privatgesuche um Schutz oder auch Vormundschaft.⁶⁰ Fälle von – oft alleinstehenden – ehemaligen Militärs, die mit den Jahren immer gefährlicher wurden, weil sie Menschen und Tiere quälten oder während Flashbacks ihre Umgebung mit Feinden verwechselten, tauchen auffallend häufig in den Gemütszustandsgutachtungen auf, ebenso eine hohe Zahl von Suiziden und Suizidversuchen unter äußerlich unversehrten Kriegsheimkehrern, meist allerdings erst Jahre oder gar Jahrzehnte nach der akti-

58 Vgl. Maren Lorenz, *Kriminelle Körper – Gestörte Gemüter*, Hamburg 1999, hier: S. 255–429, bes. S. 315–343.

59 Ebenda, S. 360f., 269ff., 273f. (Genau so funktioniert *suicide by cop*, wenn US-Veteranen Menschen bedrohen oder Polizisten provozieren, um von diesen erschossen zu werden.)

60 Ebenda, hier: S. 272 Fn. 48, 273f., 320f., 340–349, zur Situation im Militär vgl. S. 391–399.

ven Militärzeit.⁶¹ Bemerkenswert ist, dass medizinische Gutachter im Gegensatz zu manch Angehörigen keinen Bezug zu den vergangenen Kriegseinsätzen sahen. Die hohe Suizidrate unter aktiven Soldaten löste dennoch bereits im 18. Jahrhundert in Preußen Besorgnis und erste Untersuchungen aus. Die alarmierenden Ergebnisse wurden dann jedoch ignoriert.⁶²

Auch autobiographische Texte des 17. und 18. Jahrhunderts zeigen uns gelegentlich Menschen, die glaubten, von ihren schwangeren Müttern in Kriegen erlittenen Ängste hätten sich ihrer eigenen Psyche ein-gebrannt.⁶³ *Imaginatio* als transgenerationelles Trauma vermutete auch Thomas Hobbes als Ursache für seine Melancholie: Seine Mutter habe aus Panik vor einem Angriff der spanischen Armada mit ihm eine Frühgeburt erlitten.⁶⁴ Allen überlieferten Erzählungen über Niedergeschlagenheit, Geistes- oder Gemütsstörungen bis hin zur Selbsttötung waren ausführliche Schilderungen von Schmerz, Verwirrung und Panikattacken mit Flashbacks gemeinsam. Diese »Unordnung« des Selbst wurde als Folge oder Ausdruck extrem verstörender Umstände erklärt. Schmerz als zentrales polyphones Signal des Körpers ruft »Unordnung« und Gefahr ins Bewusstsein. Seelischer Schmerz und Angst werden zu physi-

61 Vgl. dazu auch verschiedene Fälle und Statistiken, insbesondere die relativ hohe Zahl an Leichnamen von (Ex-)Soldaten in den Sächsischen Anatomien: Alexander Kästner, *Tödliche Geschichte(n). Selbsttötungen in Kursachsen im Spannungsfeld von Normen und Praktiken (1547–1815)*, Konstanz 2012.

62 Vgl. Maren Lorenz, »Rezension zu: Johann Carl Wilhelm Moehsen, Betrachtungen über die Berlinischen Selbstmörder unter den Soldaten. Nach dem Manuskript aus den Materialien der Berliner Mittwochsgesellschaft, hrsg. von Hans-Uwe Lammel, Hannover 2004«, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 2004, H. 2, S. 211–214. Vgl. auch differenziert und multiperspektivisch: Alexander Kästner, »Desertionen in das Jenseits.« Ansätze und Desiderate einer militärhistorischen Suizidforschung für die Frühe Neuzeit«, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 2007, H. 2, S. 85–112.

63 Vgl. Ulbricht, *Experience*, S. 123.

64 Vgl. Iring Fetscher, »Einleitung«, in: ders. (Hg.), *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*, Frankfurt am Main 2002, S. IX–XLVI, hier: S. XI.

schem Schmerz und zerrütten den Geist. Bereits um 150 v. Chr. hatte Galen den Schmerz als *dissolutio continuitatis*, Unterbrechung der Kontinuität, beschrieben.⁶⁵ Das Bewusstsein der Zeitgenossen über solch existentielle Verstörung zeigt eindringlich das Schicksal eines Mannes, der sich im Juni 1647 im Amt Chemnitz erhängte. Solcher »Frevel« wurde eigentlich automatisch mit einem »unehrlichen« Begräbnis sanktioniert, hier nicht. Denn allgemein bekannt war, dass der ehrbare Richter im Jahre 1632 von Soldaten über Stunden mit scheinbarem Erhängen gefoltert worden war, bis er nur durch das Eingreifen einer alten Frau gerettet wurde. Die Behörden zweifelten nach diversen Befragungen nicht daran, dass der Mann schwere geistige und körperliche Leiden zurückbehalten habe.⁶⁶ Auch in der Vormoderne war also bekannt, dass in Körper und Seele eingebrannte Ängste nie gelöscht, bestenfalls gemildert werden konnten. Der Zusammenhang zwischen traumatischen Gewaltverfahrungen vieler Einzelner und einer durch Gewaltwiederholung und Gewaltbereitschaft geprägten Gesellschaft harrt jedoch nach wie vor genauer Erforschung.

65 Zur Schmerztradition und -deutung vgl. Esther Fischer-Homberger, »Zum traditionellen neuzeitlichen Umgang mit dem Schmerz«, in: dies., Hunger-Herz-Schmerz-Geschlecht, Bern 1997, S. 99–136, hier: S. 106 f.

66 Vgl. Kästner, Desertionen, hier: S. 102.

Tzvetan Todorov

Politischer Messianismus und Gewalt

Der revolutionäre Aufbruch

In der Geschichte des europäischen Christentums gab es mehrere große theologische Debatten, eine davon mit gravierenden Auswirkungen auf das moderne Denken. Es ging um die Frage, ob gemäß dem vom heiligen Augustinus formulierten offiziellen Dogma der Mensch nichts vermag ohne die Gnade Gottes, weswegen er sich in der diesseitigen Welt den Vorschriften der Kirche zu unterwerfen hat; oder ob er gemäß einer im 5. Jahrhundert von Pelagius formulierten und sogleich zur Häresie erklärten Lehre sein irdisches Schicksal selbst bestimmt und dank eigener Anstrengungen das Heil erlangen kann.

Diese tausend Jahre währende Debatte tritt im Zeitalter der Aufklärung in eine neue Phase ein: Zum ersten Mal wird es möglich, sich öffentlich zu Pelagius zu bekennen und die Gedanken des Augustinus zu verwerfen. Allerdings erfährt das Denken des häretischen Theologen zugleich eine zweifache Veränderung. Zum einen richtet man das Augenmerk weniger auf das Schicksal der Individuen als auf das der Gesellschaften; somit ist weniger Moral und mehr Politik gefragt. Zum anderen verlagert sich der Schwerpunkt schrittweise von den gelehrten Diskussionen zwischen Theologen und Philosophen auf politisches Handeln und auf Reden, die sich an die Mächtigen dieser Welt oder an die breite Masse richten. Die Forderungen nach Selbstbestimmung gelangen aus den Akademien und Salons auf die Straße, und der Kampf wird nicht mehr von Gelehrten, sondern von Menschen geführt, die im öffentlichen Raum aktiv sind. So vollzieht sich der Übergang von den Schriften, die nur von einem kleinen Kreis zur Kenntnis genommen werden, zur Französischen Revolution.

Montesquieu und sogar Rousseau stehen hier für eine gemäßigte Position, die in beiden Lehren bewahrenswerte Elemente sieht. Gleichwohl kommt es ob der heftigen Kritik von Seiten anderer Vertreter der Aufklärung zu einer Spaltung dieser Denkrichtung. Die Schlüsselfigur ist Condorcet, der einen Kommentar zum Werk Montesquieus verfasst hat. In Bezug auf die entscheidende Frage, welche Gesetze einem jeden Land